

## NZZ Online

Samstag, 25. Oktober 2008, 13:16:59 Uhr, NZZ Online

Nachrichten > Kultur > Literatur und Kunst

25. Oktober 2008, Neue Zürcher Zeitung

### Sisyphus' schwebender Stein

***Der Glaube an das Mögliche hat Europa hervorgebracht – erinnerte und erzählte Geschichte stiftet die Identität***

**Europa bleibt als politisches und kulturelles Projekt eine ungeschlossene und vielleicht unabschliessbare Aufgabe. Zur Identitätsstiftung kann es auf eines nicht verzichten: erinnerte Geschichte.**

Von Adolf Muschg

Friedrich von Hardenberg, besser bekannt als Novalis, verfasste unter dem Titel «Die Christenheit oder Europa» eine Art Hirtenbrief an seine Zeitgenossen, die damals von der Französischen Revolution ähnlich verunsichert waren wie wir von der Globalisierung. «Ruhig und unbefangen betrachte der echte Beobachter die neuen staatsumwälzenden Zeiten. Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Sisyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht und schon rollt die mächtige Last auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel sie auf der Höhe schwebend erhält.» Das Bild vom schwebenden Stein – Magritte könnte es gemalt haben – bleibt haften: die wundersame Aufhebung der Schwerkraft durch eine höhere Physik.

#### **Novalis' Prophetie**

Doch der Verdacht, dass die Vision des genialischen Frühromantikers so naiv gewesen sein könnte, wie uns seine Verklärung des christlichen Mittelalters vorkommen mag, wird durch die Radikalität seiner Prophetie erschüttert. Nicht nur sieht er mit den drohenden National- und Weltkriegen eine Auflösung der Zivilisation heraufziehen, er begrüsst sie ausdrücklich: «Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin hervor.» Sein vereinigtes Europa steigt als Insel aus der Sintflut. «Wie, wenn [. . .] eine nähere und mannigfaltigere Konnexion und Berührung der europäischen Staaten zunächst der historische Zweck des Krieges wäre, wenn eine neue Regung des bisher schlummernden Europa ins Spiel käme, wenn Europa wieder erwachen wollte, wenn ein Staat der Staaten [. . .] uns bevorstände!»

Freilich: «Es ist unmöglich, dass weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen, ein drittes Element, das weltlich und überirdisch

zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen.» Novalis sieht eine «sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen», begründet im Zeichencharakter des Realen, der «Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein». Aus der Stiftung dieses Glaubens an «das Mittlertum überhaupt», der sich auch, aber nicht mehr ausschliesslich «in Christus, seiner Mutter und den Heiligen» verkörpert, geht für Novalis die planetarische Mission seines Europa hervor, denn «die andern Weltteile warten auf Europas Versöhnung, um sich anzuschliessen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden». Auch dieser Himmel ist in keinem Jenseits angesiedelt, er bedeutet die eröffnete Präsenz des Heiligen in jeder Einzelheit. Aber sie bedarf der Gemeinschaft kundiger Leser – solcher, die gelernt haben, «den Zauberstab der Analogie (zu) gebrauchen». Dieser Zauber ist es, der den Stein des Sisyphus «auf der Höhe schwebend erhält».

«Schläft ein Lied in allen Dingen», weiss das romantische Gedicht, «und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort.» Das Universum, in dem man die Schöpfung in einem Wort treffen oder verfehlen kann, ist ein ganz anderes als dasjenige der Globalisierung. Und die europäische Identität, wenn es denn eine solche gibt, ist paradox wie diejenige des Heiligen: Sie ist Einmaligkeit als Ausdrucksform der Vielfalt, oder um es mit dem alten Goethe zu sagen: «Was ist das Allgemieste? Der einzelne Fall.» In der Lesart des Novalis wäre Europa das Pfingstwunder des Heiligen Geistes: Jeder spricht seine eigene Sprache – und nicht trotzdem, sondern darum versteht jeder auch die Sprache des andern.

### **Kommunizierende Zivilisation**

Eine andere – ebenfalls nicht mehr geläufige – Sorte identitätsbildender Sprache kommt hier ins Spiel: diejenige der Erzählung. Unmittelbar nach der deutschen Einheit, als ihre kulturelle Fundierung noch fast alles zu wünschen übrig liess, bildeten sich da und dort informelle Gruppen, in denen sich die Teilnehmer aus Ost und West ihre Lebensgeschichten erzählten. Das waren, auf kleinstem Feuer, Glücksfälle der Vorstellungskraft, manchmal sogar kathartische Erfahrungen: Die eine Seite lernte an der andern, im Einzelfall, teilnehmen. Und das fing regelmässig damit an, dass die gegenseitige Fremde als solche gefühlt, anerkannt werden durfte. Der Andere wurde zum wirklich Andern, bevor er zum Gesprächspartner wurde. Zugleich kam ins Spiel, was man die Grundlage der Einheit nennen darf: Respekt vor der Verschiedenheit.

Was sich damals an den Graswurzeln der deutschen Gesellschaft abgespielt hat, darf man im Wortsinn radikal nennen, einen Musterfall kommunizierender Zivilisation. Ich lese sie als unscheinbare Wiederholung eines epochemachenden Prozesses, der eine ganz bestimmte Kultur der europäischen Vergangenheit ergriffen und transformiert hat, die griechische; und eben darum galt sie Europäern lange als musterhaft. Homer und Hesiod, sagte der antike Historiker Herodot, hätten den Griechen ihre Götter gegeben. Das heisst: Was man ihre gemeinschaftliche Religion nennen kann, gründete in einer grossen Erzählung. Die griechische Religion ist nicht, wie die monotheistischen, ein Produkt der Offenbarung, sondern eines des Handels und Wandels. Der ursprünglich um die eigene Stadtgottheit konzentrierte Kult erweiterte sich, durch Seehandel und Koloniebildung, um die Gottheiten der andern, mit denen man ins Geschäft kam. Dafür mussten ihre Götter auch zu den eigenen werden, und das taten sie in vielfacher Gestalt. Die jungfräuliche Artemis war zugleich die Muttergottheit der Epheser; der asiatische Weingott, Dionysos, ein Zugewanderter, bildete in

Athen im Schatten der Stadtgottheit und ihres Parthenons sogar einen kultischen Mittelpunkt ersten Ranges. Die Entwicklung des Gottesopfers zum Bürgerdrama war ein Prozess, den man kunstförmig nennen muss, denn in ihm wurden die orgiastischen Quellen des Kults genützt und gebändigt.

Dass aber aus dem Sammelsurium von Göttern ein Kosmos, ein Olymp werden konnte, war eben die Frucht jener grossen homerischen Erzählungen. Sie errichteten kein oder vielmehr: ein hochbewegliches Universum, eine fliessende Hierarchie, die sich zwar auf einen obersten Gott einigen konnte, diesen auch potent, aber alles andere als omnipotent machte. Er schloss andere Götter nicht aus, und noch weniger hatte er sie überwunden. Er hatte Väter und Grossväter, von denen sein eigenes Göttergeschlecht sich gewaltsam, doch nicht endgültig emanzipiert hatte, die titanische Sippschaft lauerte auf ihre Rückkehr. Und es war ein solcher Titan, Prometheus, der den Menschen mit dem Feuer das Mittel verschaffte, sich von den Göttern zu emanzipieren.

Hinter diesen plastischen Gottheiten aber dämmern andere, schattenhafte des Schicksals, die auch die olympische Herrschaft relativierten. Relativität, also Beziehungsfähigkeit, war alles an dieser Religion, die wesentlich Erzählung, also Entwicklung, also niemals Eindeutigkeit war, sondern den Verehrern Respekt vor Zwei- und Mehrdeutigkeit beibrachte, ohne die Verbindlichkeit dieser Götter für das Leben aufzuheben. Vielfalt und Identität bestanden in der erzählten Kulturverfassung nicht nur nebeneinander, sondern durch einander. Und tieferem Denken, wie dem vorsokratischen, blieb es unbenommen, nicht hinter, sondern in der Vielfalt die Einheit der Schöpfung und ihrer Prinzipien zu denken.

Polytheismus ist ein dürftiger Name für diese Kultur der Integration, der Aneignung des Fremden, die in der alten Welt ohne Beispiel war und eben darum als Möglichkeit beispielhaft geblieben ist. Die griechische Kultur war eine erzählte, bevor und damit sie eine einzigartige werden konnte, nämlich durch die Beziehungsfähigkeit ihrer Identitäten, den Reichtum ihrer Identifikationen. Das Modell Achilleus (an dem sich Alexander, genannt der Grosse, orientierte) war ein ganz anderes als dasjenige des Odysseus, aber beide schlossen an Erfahrungen an und formten diese zu Figuren, in denen sich ihre Hörer wiedererkannten: Sie machten sie zum Publikum und konditionierten sie für die Res publica, die Polis. In der Vielheit und Verwandlungsfähigkeit ihrer Identitäten bildeten sie gemeinschaftlich einen Raum der Kultur, der sich von andern – barbarisch genannten – unterschied und sogar profunde Differenzen staatlicher Organisation, wie etwa zwischen Athen und Sparta, zu vereinigen verstand. Es gab Orte, die allen heilig waren, aus denen sie die Spiel-Regeln ihrer Gesellschaft bezogen, und diese Orte waren weder politisch noch ökonomisch betrachtet Hauptstädte; sie lagen ex-zentrisch und verkörperten gerade so die gemeinsame Sache. In Delphi sass das verbindliche Orakel, in Olympia versammelten sich die Griechen zu einem kultischen Wettbewerb, und solange er dauerte, hatten die Waffen zu schweigen.

### **Wege aus dem Dilemma**

Die Kunst aber war an diesen identitätsfördernden Orten und Zeiten nicht nur marginal beteiligt – es waren Anlässe im Geist der Kunst, und zugleich waren sie politisch in einem Sinn des Wortes, den es vor den Griechen nicht gab. Denn der Brennpunkt ihrer Identität war die Polis, und die für uns greifbarste ist das Athen des 5. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. In

einem ihrer drei Zentren – dem Theater – zeigt sich der Mythos, die identitätsschaffende Erzählung, als Drama, als Tragödie. Was heisst das? Hier spitzt sich die Vielfalt der Erzählung von Göttern und Menschen zum Widerspruch zu – sogar, typischerweise, zum unlösbaren Widerspruch. Die Figuren auf der Bühne fallen ihm zum Opfer – als Platzhalter des ursprünglich auf dem Altar geopfertem Gottes. Hier wird Vielfalt zum Dilemma, Identifikation zur Aporie: zur Falle ohne Ausweg – auf dem Spielplatz der Bühne. Aber zum Zeichen, dass die Polis an dieser Weglosigkeit nicht zerbrechen muss, sondern reifen kann, hat sie einen zweiten Spielplatz politischen Selbstverständnisses errichtet, die Agora. Hier befähigt sich die Polis dazu, die Chance, die der Mensch nicht hat, als Bürger zu nutzen, die Kunst der Tragödie zu transformieren in Staatskunst: durch Einschluss und Würdigung des Widerspruchs. Hier beginnt, zum ersten Mal in der Geschichte, eine neue Einrichtung zu spielen: die Demokratie.

Erzählungen sind gespeicherte Erfahrungen. Je mehr wir uns zu erzählen haben, desto besser wird die Aussicht begründet, dass wir uns vertragen – dass wir gemeinschaftsfähig sind, im aktuellen Fall: eine europäische Gemeinschaft; nicht ausschliesslich aller andern, sondern in selbstbewusstem Verkehr mit ihnen und, im vollen Bewusstsein der eigenen Grenze gesprochen, musterhaft. Denn wenn Europa als kulturelle Grösse unbegrenzt sein mag – sein Fassungsvermögen als EU, als Polis, ist es nicht; und wenn es als Erd-Teil in der Tat ein seiner Maxime nach verallgemeinerbares Projekt sein soll, muss ihm zuerst das eigene innerhalb seiner Grenzen gelingen. Aber: Um sich etwas erzählen zu können, muss man Geschichten kennen, eine Geschichte haben, und darum ist es in Europa nicht mehr gut bestellt.

Die Idole oder Leitbilder, auf welche die alten Mythen in der säkularisierten Neuzeit heruntergekommen sind, verraten immer noch etwas von ihrer Wirksamkeit. Die Geschichte vom Tell war im Sinn Goethes ein «schaffender Spiegel», und in der Kunst-Form, die ihr Schiller gegeben hat, ging im 19. Jahrhundert eine enorme identitätsstiftende, für die politische Schweiz geradezu integrative Wirkung von ihr aus. Man kann das Schauspiel als künstlerisches Komplement zur ersten Bundesverfassung betrachten, und für den nationalen Frieden hat es sogar mehr bewirkt als sie. Der im Sonderbundskrieg geschlagenen Urschweiz hatte Schillers Tell einen Retter zu bieten, den Liberalen einen Individualisten, der neuen «demokratischen» Partei einen entschlossenen Kleinunternehmer, der Linken einen Tyrannenmörder, den Konservativen einen treusorgenden Familienvater. Erst als Figur mit einer vieldeutigen Identität konnte er zum Erzeuger politischer Gemeinschaftsfähigkeit werden. Wenn Feuerbachs Wort zutrifft, dass sich der Mensch in seinen Göttern male, so zeichnet er sich nicht weniger in den Modellen seiner Passion und in den Utopien seines Zusammenlebens, und dafür sollte er das Zeichnen nicht ganz verlernt haben.

Auch das politische Europa schöpft die Energie für seine Schöpfung aus einem mythischen Kern – glücklicherweise ist sie so viel stärker als Unvermögen und Unbildung, dass man die Realitätsvermutung auch umkehren kann: die archetypischen Kräfte der Mythen seien solider als unsere schöne neue Medienwelt; sie hätten viel eher das Zeug, uns zu träumen, als wir sie. Vielleicht kann Europa den Segen von Hegels Weltgeist entbehren, seine List der Vernunft gewiss nicht. Sie allein konnte die europäische Union auf den Stand bringen, auf dem sie sich heute befindet, der – im Licht der Dankbarkeit besehen – die kühnsten Erwartungen

übertrifft.

Aber selbst wenn es Gott seinen Europäern im Schlaf geben sollte, ist dieser doch kein ganz würdiger Zustand, diese Gabe zu empfangen, und gewiss keine Art, den Gewinn der Geschichte gut anzulegen. Der Beitrag Europas zur Weltkultur hat immer mit Bewusstheit zu tun gehabt – das gilt sogar für Freuds Erfindung des Unbewussten. Und Europäer verlieren am meisten, wenn sich die Einheit Europas gewissermassen bewusstlos herstellte – etwa von Gnaden der Ökonomie. Darauf verlassen wir uns besser nicht. Ich glaube daran, dass wir uns sollen erzählen können, was uns in Europa passiert – damit es nicht nur passiert, sondern damit wir daran beteiligt bleiben. Das politische Europa, also die EU, ist ein Projekt für gebildete Leute, gebildet durch die Lektion unserer Geschichte, die wir präsent haben müssen, um nicht das Schlimmste daran zu wiederholen; gebildet aber auch zur Freude, zum Glück über eine kulturelle Errungenschaft, die man nie besitzt, ohne sie jeden Tag wieder zu erwerben.

Der unerschrockene Aufklärer Lessing, der auch die Herkunft aus dem Pfarrhaus nicht zu verleugnen brauchte, hat drei Reiche der Heilsgeschichte unterschieden: das Reich des Vaters, in dem Menschen das Gute tun, weil er es geboten hat; das Reich des Sohnes, in dem sie es tun, weil er es ihnen vorgelebt hat; und das Reich des Heiligen Geistes, in dem sie das Gute tun, weil es das Gute ist. Ich bin nicht für Europa, weil es das Gute wäre, dagegen spricht schon seine eigene Geschichte. Aber ich bin für die Europäische Union, weil ich sie für das Beste halte, was Europäer aus dieser Geschichte für die Zukunft machen konnten. Und damit es das Bessere nicht nur für sie selbst werde, sollen sie, müssen wir daran weitermachen. Das, finde ich, ist den Einsatz des Lebens wert, und wäre es nur aus Dank, dass er auf keinem Schlachtfeld mehr erbracht werden muss.

### **Freiheit des Diskurses**

Auf der heutigen Weltbühne zeigen sich neue Protagonisten, welche das Schwarz-Weiss-Theater des Kalten Kriegs hinter sich gelassen haben. Diese Vielfalt hat ein Konfliktpotenzial, das man angesichts des strapazierten Planeten nur mit jenem Schauer betrachten kann, den Aristoteles der Tragödie zuschreibt. Es sei denn, es gelingt, parallel zum Theater von Schrecken und Mitleid einen politischen Ratplatz, eine planetarisch wirksame Agora einzurichten, wo die Katharsis unlösbarer Konflikte möglich wird; wo das Unversöhnliche zu seinem Recht kommt und dabei die Freiheit des Diskurses gewinnt – und nichts zu verlieren hat als die Macht, die Grundlage aller Zivilisation zu zerstören. Diese Grundlage wenigstens – einen strapazierten Planeten – haben alle verfeindeten Götter gemeinsam. Auf ihr ein Werk gemeinschaftlicher Vielfalt zu errichten, könnte der Anfang einer andern, einer lebensrettenden Geschichte sein.

Das tragische Europa steht am Ende seiner eigenen Geschichte; das politisch eingerichtete, die Polis Europa, stehe für den Anfang einer neuen mit den andern, mit seinem Andern zuerst. Europa ist kein Wert für sich. Europa sei eine bestimmte Umgangsform mit Werten. Den Schlüssel zu seiner Identität haben immer die andern, aber je weniger angestrengt er gesucht wird, desto leichter findet er sich, und dann ist er nicht mehr nötig. Denn die Tore, die er aufschliessen soll, haben sich von selbst geöffnet. Und der Stein des Sisyphus, den Novalis immer wieder zurückrollen sah, schwebt, im Gleichgewicht gehalten von keiner grösseren, keiner geringeren Kraft als dem Glauben an das Mögliche. Von ihm lebt die Kunst; ohne ihn bleibt auch

das Wirkliche tot.

Adolf Muschg, geb. 1934, lebt als Schriftsteller in Männedorf. Gerade ist sein Roman «Kinderhochzeit» bei Suhrkamp erschienen. – Der vorliegende Text ist die gekürzte Fassung eines an der Universität Freiburg i. Ü. gehaltenen Vortrages.

---

**Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:**

[http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/literatur\\_und\\_kunst/sisyphus\\_schwebender\\_stein\\_1.1165488.html](http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/literatur_und_kunst/sisyphus_schwebender_stein_1.1165488.html)

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung oder Wiederveröffentlichung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.

---